

№ 372-373 (1. April 1913)

Sterben ist nichts; doch leben und nichts hören, das ist ein Unglück! Aber wer hat persönliche Erinnerungen außer Münz? Man sucht und findet.

Baron Hans Reitzes v. Marienwerth, der dem verstorbenen König freundschaftlich nahestand, machte einem unserer Redakteure folgende fesselnde Mitteilungen:

Das Wesentliche daraus:

In den Prunksälen des Königspalastes durfte nicht geraucht werden. . . .

Der König war ein Liebhaber des Wiener Kaffees und des »Guglhupf«, den er sich jedesmal eigens vorher bestellte; bei Demel war König Georg häufig Gast. . . .

. . . . Politische Gespräche mied der König, doch sprach er beispielsweise öfter von seinem nun erfüllten Bestreben, in den Besitz Kretas zu gelangen.

Der König ahnte wohl nicht sein Ende durch Mörderhand. . . .

Auch Reitzes ahnte es nicht, sonst hätte er seinen Freund rechtzeitig aufmerksam gemacht. Reitzes war so völlig ahnungslos, daß er es sogar erst später als der König selbst erfuhr. Um 10 Uhr abends wußte Reitzes noch nicht, daß er schon so bald in der Lage sein werde, persönliche Erinnerungen an den König von Griechenland zu haben. Ach, alles in dieser hastigen Zeit kommt überraschend. Das einzige, was man wissen kann und sogar früher weiß, als es ein König weiß, ist, daß man plötzlich geadelt werden wird. Aber an den Zeitgenossen ist es dann, über den jähen Wechsel des Glückes zu staunen und die Hände über dem Kopf in den Ruf auszubrechen: Heute Kohn, morgen Baron!

\*  
\*  
\*  
**So ist es**

Die Sachs ist tot — die Urania lebt. Verschafft jedem die Bildung, die er haben will. Die Nachbarn sind nicht entrüstet, die Polizei hat nichts dagegen. (Vielleicht auch nur, weil die Urania hohe Protektion hat.) Neulich gings bei ihr her! »Die Zeitung von einst und jetzt« wurde aufgeführt. Und kein ~~Jude~~ rief: »Das is nicht mehr pervers, das is schon Schweinerei!«. Aber ein Satz wurde gesprochen, der sein Geld wert war:

Im allgemeinen ist Wien kein übermäßig fruchtbarer Boden für Zeitungsgründungen. Die Wiener Tagesblätter dürfen nicht gezählt, sondern sie müssen gewogen werden.

Nie ist im Salon des jedermann zugänglichen Wissens eine nacktere Wahrheit gezeigt worden. »So ist es!«, rief ein

mi. hi. 2  
Schub  
b. l. O.

Viktualienhändler und kaufte sich sofort um fünf Kreuzer die sechs Kilo schwere Osternummer des Neuen Wiener Tagblatts, die ihn für sieben Wochen mit Packpapier versorgt. Nie wurde — nicht in vierzehn Jahren der Fackel — das Grauen des Wiener Geisteslebens mit schlichteren Worten ausgedrückt. Sie wollen weniger gelesen und lieber mehr gewogen sein!

\* \* \*

### Pflegt den Fremdenverkehr

(Lesestücke über den Fremdenverkehr.) Auf Anregung des Ministeriums für Kultus und Unterricht veranstaltete der Landesverband für Fremdenverkehr in Wien und Nieder-Österreich im Juni 1912 ein Preisausschreiben für die besten, zur Aufnahme in die Lesebücher der Volks- und Bürgerschulen geeigneten Lesestücke, welche in anziehender Form der Schuljugend die Bedeutung des Fremdenverkehrs für die Allgemeinheit darlegen und geeignet erscheinen, die Jugend in Dorf und Stadt zu freundlichem Entgegenkommen den Fremden gegenüber zu erziehen. An der Preisausschreibung konnten alle in Nieder-Österreich ansässigen, zur Lehrtätigkeit an öffentlichen Schulen befugten Personen beiderlei Geschlechtes teilnehmen. Es wurden zuerkannt: erster Preis (100 Kronen in bar nebst einer Plakette): dem Volksschuldirektor in Loosdorf bei Melk Alexander Ohm-Januschowski Ritter von Wischehrad für das Lesestück »Ein Goldstrom«; zweiter Preis (50 Kronen in bar nebst einer Plakette): dem Lehrer in Gföhl Adolf Goldnagel für das Lesestück »Der Fremdenverkehr«; dritter Preis (ein Landschaftsbild): der Volksschullehrerin in Perchtoldsdorf Else John für das Lesestück »Pflegt den Fremdenverkehr«. Außerdem wurden mehrere Arbeiten zur Aufnahme in die »Mitteilungen des Landesverbandes für Fremdenverkehr in Wien und Nieder-Österreich« empfohlen.

Die wir heute unter dem Fluch, im Zeichen des Fremdenverkehrs zu stehen, vorzeitig altern, können uns manchmal noch vor der Wichtigkeit des Hotelportiers in ein Logis der Erinnerung retten. Dann dringt, nicht greifbarer als ein Sonnenstrahl im Staub, ein Tanz von Stimmen, Farben und Gerüchen ein, ein toter Tag schlägt seine Augen auf, und wir ertappen uns beim Einsagen, beim Zuspätkommen, beim Nachsitzen. Wir memorieren Lesestücke, sie waren von Pfeffel, Hölty, Kopisch und vor allem von Hey, und ferne klingt es wie: Bei einem Wirte wundermild, und: Hinaus in die Ferne ... Und dennoch, es galt nicht dem Fremdenverkehr.

Was wird euch Kindern der Zeit nach dreißig Jahren durch den Traum ziehen? Das Bäumchen, das andere Blätter hat gewollt, wird längst zu Zeitungspapier verdorrt sein, aber eine Welle des Lebensfrühlings trägt euch die Mahnung zu: »Pfleget den Fremdenverkehr!« . . . Und wisset ihr auch, wer der wackere Fremdling war? fragte der Lehrer. Wir wissen es, antworteten die Schüler. Es war Pierpont Morgan. Und nicht mehr hieß es: »Gebet den Armen!«, sondern: »Nehmet vom Reichen!« Und die Klasse sang:

A a a, der Fremde der ist da.  
 Die stieren Zeiten sind vergangen,  
 Der Fremdenverkehr hat angefangen,  
 A a a, der Fremde der ist da.

E e e, Euer Gnaden wissen eh.  
 Fesch das Zeugl, fesch die Madeln,  
 Gstellt vom Kopf bis zu die Wadeln,  
 E e e, Euer Gnaden wissen eh.

I i i, wir wurzen wie noch nie.  
 Seids net fad, ruckts aus mit die Maxen,  
 Reiß'n ma aus der Welt a Haxen,  
 I i i, wir wurzen wie noch nie.

O o o, wie sind die Wiener froh.  
 Mir werns euch schon einigeigen,  
 Laßts euch das Wiener Blut nur zeigen,  
 O o o, wie sind die Wiener froh.

U u u, nun hat die Seel' a Ruh.  
 Wien ist und bleibt die Stadt der Lieder,  
 Bitte beehren uns bald wieder,  
 U u u, nun hat die Seel' a Ruh.

So merkten sie sich die Vokale. Und nur so ergab sich: Austria erit in orbe ultima. Denn nur ein Volk, das es versteht, in seine Idylle hineinzutölpeln, erträgt einen staatlichen Reformeifer, der die Kinder des Landes zu Lohndienern erziehen möchte. Und nur ein Volk, das den Unterschied der Geschlechter durch die Merkmale des Blitzens und des Wurzens ein für allemal festgelegt hat, erträgt den schamlosen Witz, der Kinderseelen für die Zwecke einer tollgewordenen Volkswirtschaft präpariert und in den Kinder- und Mitteilungen des Landesverbandes für Fremdenverkehr in Wien und Nieder-Österreich stopft. Und nur eine Tradition, die es für ihre letzte Lebensbedingung hält, ihre Basalte den Fremden zu apportieren, versinkt nicht in Grund und Boden bei der

Vorstellung, daß der Staat aus der Schnorrerei einen Unterrichtsgegenstand macht. Eine Staats- und Volksfaulheit, die nicht das geringste dazu tut, um den Einheimischen das Leben erträglich zu gestalten, fiebert seit Jahren in Sehnsucht, Fremde zu entzücken. Das von Feuilletonisten viel berufene »österreichische Antlitz« ist die Visage eines schwitzenden Hoteliers, der überall selbst Hand anlegt, sich unaufhörlich vor leeren Tischen verbeugt und Leben in die Bude bringt, indem er die Kaisersemeln untereinander auswechselt. Die Kellner warten mit Hangerl und Bangerl der Entwicklung, und ihrer zwölf kommen auf einen Fremden. Darum bleibt er vom Mahle fern, nach dessen Beendigung es ihm doch geschehen könnte, daß ihm die zwölf auf die Gasse nachstürzen und ihn an eine nicht angesagte Semmel erinnern. Nachdem dies geschehen ist, ruft ihm noch der Hotelier nach, daß er den Lift im Hause und beileibe nicht daneben habe. Mit solcher Erlebnisfülle vermag das Bewußtsein, daß die Volksschüler des Landes gut präpariert sind, kaum zu versöhnen. Die Kinder sollen dazu abgerichtet werden, die Verdrießlichkeiten wegen schlechter Gasthofsitten, zuspätkommender und verschweinter Züge, teurer Automobile und elender Telephone auch ihrerseits durch Zudringlichkeit wettzumachen. Denn mir ham halt die Alpen. Die Schweizer haben schließlich auch eine Gegend und sind ein enig Volk von Hoteliers geworden, aber Wilhelm Tell hätte die Zumutung Geßlers, auf den Kopf seines Kindes Lesestücke über den Fremdenverkehr loszulassen, glatt abgelehnt. Kein Staat Europas läßt sich wegen des Fremdenverkehrs so graue Haare wachsen wie Österreich, jeder erwartet geduldig und ohne Aufregung, was der Sommer bringt. Man ist in England, Frankreich und Deutschland noch immer der Ansicht, daß es wichtiger ist, für die Einheimischen als für die Fremden zu sorgen, weil nämlich die Fremden von selbst kommen, wenn für die Einheimischen gesorgt ist. Nur am Kraterrand stehen Banditen, die einige Lire dafür verlangen, daß sie sie in Lava eintunken, und nur Völker, die auf einem Vulkan tanzen können, haben noch die Geistesgegenwart, dafür Entree einzuheben. Mögen die Europäer, die für Österreich Fremde sind, eine Generalversammlung einberufen und den Beschluß fassen, daß so lange Zuzug fernzuhalten sei, bis Österreich für den Einheimischenverkehr gesorgt habe.

\* \* \*